

Karl Eibl

Survival of the happiest. Über den Nutzen des ästhetischen Vergnügens

Das Problem

Die meisten Versuche, Kunst auf Evolution zu beziehen, scheinen von Puritanern zu stammen - so verbissen und direkt wird nach dem evolutionären Nutzen der Kunst gefragt.¹ Als Steven Pinker vor einigen Jahren die These vertrat, Kunst sei ein Nebenprodukt der Evolution,² gab es einen Aufschrei insbesondere amerikanischer Kunstfreunde, die meinten, Kunst werde auf diese Weise abgewertet.³ Die soziobiologische Sicht der Literatur sei vielmehr ein „antidote to views that the arts are useless and meaningless, which is the prevailing received opinion today“.⁴ Gezeigt werden sollte „namely that the arts perform some sort of vital role in determining our evolutionary fate“.⁵ Erfundene Geschichten, so erfuhren wir unter diesem Aspekt, können abschreckende Wirkung haben; sie können behelende Wirkung haben; sie können Verhalten einüben, Probehandlungen ermöglichen, Kreativität fördern, Frustrationen kompensieren, Gruppenkohäsion stärken usw. Ich will keineswegs leugnen, dass Kunst so etwas kann. Aber wer liest schon ein Buch oder sieht einen Fernsehkrimi, um die Gruppenkohäsion zu stärken? Das mögen *Effekte* von Kunst sein, aber es sind nicht die *Motive*, aus denen wir uns mit ihr befassen. Was den soziobiologischen Literaturtheoretikern fast ausnahmslos fehlt, ist der Sinn für das Vergnügen an der Literatur, für die Freude, die sie zu vermitteln vermag, den Genuss, die Lockspeise, die uns dazu bringt, uns überhaupt auf erfundene Geschichten einzulassen oder in einen Konzertsaal zu gehen und zwei Stunden lang hundert Leuten zuzuhören, die künstlichen Lärm veranstalten.⁶

Das Motiv für solch seltsames Verhalten ist, dass wir dabei etwas empfinden, was in der poetologischen Tradition als ‚Vergnügen‘ (delectatio) bezeichnet wird. Und zwar gilt das nicht nur für den Bereich hochkultureller Kunsterzeugnisse, sondern für alle Arten ‚nutzloser‘ Betätigung, für Skatspielen, Fußball, Ziergärten, jede Art von Unterhaltung. Auch die gesamte Ornamentik unseres Alltags, wie sie heute mit dem Begriff des Designs erfasst wird, die ubiquitäre Welt der ‚ästhetischen Überschüsse‘, beruht auf dieser Lust an Zweckfreiem.

¹ Der Text meines Beitrags basiert auf meinen beiden Büchern *Animal poeta*, Paderborn 2004, und *Kultur als Zwischenwelt* Frankfurt/Main 2009.

² Steven Pinker, *Wie das Denken im Kopf entsteht*, München 1998 [*How the Mind Works* 1994.], S. 656ff.

³ Einer der intelligenteren Proteste stammt von Joseph Carroll, „Steven Pinker’s Cheesecake For The Mind“, in: *Philosophy and Literature* 22 (1998) S. 478-85 (sowie in Joseph Carroll, *Literary Darwinism. Evolution, Human Nature, and Literature*, New York 2004, S. 63-68).

⁴ Brett Cooke / Frederick Turner (Hg.), *Biopoetics. Evolutionary Explorations in the Arts*, Lexington 1999, S. 13.

⁵ *Ebd.* – Vgl. auch Richard Dawkins, *Der entzauberte Regenbogen. Wissenschaft, Aberglaube und die Kraft der Phantasie*, Reinbek 2000 [*Unweaving the Rainbow* 1998], der meint, Naturwissenschaft sei „eine Inspiration für große Dichtung oder sollte es zumindest sein“ (S. 10), aber Genaueres dazu erfährt man nicht. Allenfalls Dinge, die wir schon vor 100 Jahren gehört haben (wie denn insgesamt bei Dawkins vieles an die Welt von Haeckel und Bölsche erinnert): „Richtig verstandene Naturwissenschaft lässt Raum für Poesie. Sie sollte sich nützlicher Analogien und Metaphern bedienen, die unsere Phantasie anregen“ usw. (S. 239.).

⁶ Ein Sammelband: Jonathan Gottschall/David Sloan Wilson (Hg.), *The Literary Animal*, Evanston, Illinois 2005. Die Funktion des Spiels nimmt nun stärker ins Visier Brian Boyd, *On the Origin of Stories. Evolution, Cognition, and Fiction*, Harvard University Press 2009. Aber auch er unterscheidet nicht hinreichend zwischen Wirkung und Motiv, lässt sich die neueren Erkenntnisse der Evolutionären Psychologie entgehen.

Man kann für diese Beobachtung schon Immanuel Kant bemühen. Er sah das Schöne in einer ‚Zweckmäßigkeit ohne Zweck‘ begründet.⁷

Die Soziobiologen belehren uns freilich, das wir alles auf den Imperativ: „Optimiere den Fortpflanzungserfolg Deiner Gene!“, zurückzuführen haben. Wie verträgt sich das mit dem ästhetischen Vergnügen? Es gibt zwei einfache Antworten auf diese Frage. Die erste besagt, dass wir alles als anziehenden (‚appetitiven‘) Reiz empfinden, was uns irgendwelche reproduktiv förderliche Situationen ankündigt.⁸ Das gilt für den Anblick einer attraktiven Person (vorzüglich des anderen Geschlechts) ebenso wie für den Duft einer gebratenen Schweinshaxe oder die Wahrnehmung eines fruchtbaren, gefahrfreien Habitats. Schon hier bleibt freilich ein großer erklärungsbedürftiger Rest: Im wirklichen Leben wären solche appetitiven Reize eine grobe, ärgerliche Irreführungen, wenn ihnen nicht auch die angekündigten Befriedigungen folgten, also z. B. eine wirkliche Schweinshaxe. Vollends unzureichend wird die Erklärung bei den abstoßenden (‚aversiven‘) Reizen, also solchen Reizen, die, wenn wir sie in der Wirklichkeit wahrnehmen, zu schleuniger Flucht oder Aggression veranlassen. Im Bereich der Kunst können sie eine eigene Faszination entfalten, vom Jammer und Schauer der Tragödie über den ffff-Höllenlärm eines Symphonieorchesters bis zum Horrorfilm. - Die zweite Antwort lautet: Unnützer, wenn nicht gar schädlicher Zierrat wird als Indiz für die besondere Vitalität des potentiellen Geschlechtspartners wahrgenommen (das *Handicap*-Prinzip): Er kann es sich sozusagen ‚leisten‘.⁹ Auch hier stößt man spätestens bei Produkten gegenwärtiger Hochkultur an Grenzen. Ein Pfau, der ein besonders ‚schönes‘ Rad zu schlagen weiß, ist mit ziemlicher Sicherheit ein besonders ‚guter‘ Geschlechtspartner. Wenn aber jemand Bachs *Kunst der Fuge* besonders virtuos zu spielen weiß, sagt das noch gar nichts über seine sonstigen Gen-Qualitäten, ganz abgesehen davon, dass jedenfalls der Komponist seine Qualitäten nicht mehr weitervererben kann. – Die beiden Antworten sind sicherlich nicht falsch, und ich will sie keinesfalls ersetzen. Aber sie sind Partialerklärungen, denen ich im Folgenden eine weitere Partialerklärung hinzufügen möchte.

Eine der grundlegenden Unterscheidungen der modernen Evolutionstheorie ist die zwischen ultimat und proximat Verursachungen von Verhaltensweisen. Die ultimale Verursachung ist im Selektionsdruck zu suchen, der für die Entstehung eines bestimmten Verhaltensprogramms verantwortlich ist. Die proximate Verursachung besteht im Wirken dieses Verhaltensprogramms unter Umständen, die möglicherweise mit der Entstehungsumwelt gar nichts mehr zu tun haben. Es bewährt sich hier eine Unterscheidung zwischen Soziobiologie und Evolutionärer Psychologie: Für die Soziobiologie im engeren Sinne sind die Menschen „Fitnessmaximierer“, für die Evolutionäre Psychologie im engeren Sinn hingegen sind sie „Vollstrecker von Anpassungsleistungen“ oder „In-Gang-Setzer von Mechanismen“¹⁰, die oft unter ganz anderen Bedingungen im Zuge der Fitnessmaximierung

⁷ Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*, hg. v. Wilhelm Weischedel, Frankfurt/M. 1974, S. 136.

⁸ Eine Übersicht bei Randy Thornhill, „Darwinian Aesthetics Informs Traditional Aesthetics“, in: Eckart Voland/Karl Grammer (Hg.), *Evolutionary Aesthetics*, Heidelberg und New York 2003. S. 9-38.

⁹ Vgl. Eckart Voland, „Aesthetic Preferences in the World of Artifacts – Adaptations for the Evaluation of Honest Signals“, in: Voland/Grammer, *Evolutionary Aesthetics* (wie vorige Anm.), S. 239-260.

¹⁰ David M. Buss, „Evolutionarypsychologie – ein neues Paradigma für die psychologische Wissenschaft“, in: A. Becker u. a. (Hg.), *Gene, Meme und Gehirne. Eine Debatte*, Frankfurt/Main 2003. S. 137-226. Hier: S. 165. [“A New Paradigm for Psychological Science”, in: *Psychological Inquiry* (1995) Vol. 6, No. 1, 1-30.]. Die etwas ungefügen Formulierungen sind dort Übersetzungen von „adaptation executors“ und „mechanism activators“.

entstanden sind. Die evolutionäre Frage lautet also nicht: Welchen Fitness-Wert hat das Programm (oder das Programmbündel oder die Reiz-Reaktions-Kette), das uns heute beim Hören der *Kunst der Fuge* oder beim Ansehen eines Horrorfilmes Lust (so nenne ich fortan das Vergnügen) empfinden lässt? Sondern sie spaltet sich in *zwei* Fragen: Welchen Fitness-Wert hatte es zu der Zeit und in der Umwelt seiner Entstehung? Und wie wirkt das Programm in anderen Umwelten, insbesondere unter heutigen Kulturbedingungen?

Zunächst also die erste Frage:

Woher kommt das Vergnügen?

Als wichtigste Umwelt der Entstehung universeller Menscheneigenschaften gilt im Wesentlichen die Altsteinzeit, die Zeit vor etwa 2 Millionen Jahren, als das Gehirn unserer Vorfahren immer größer wurde, bis vor etwa 70000 Jahren, als unsere Vorfahren aus Afrika aufbrachen und sich über die ganze Welt verstreuten. Wenn wir den Ursprüngen eines von Lust prämierten nutzlosen Verhaltens nachgehen wollen, können wir sogar noch ein ganzes Stück ins Tierreich zurückschreiten. Denn auch Tiere treiben Unsinn: Sie spielen.¹¹ Weshalb tun sie das? Schon vor mehr als hundert Jahren hob der deutsche Philosoph Karl Groos als eine der Funktionen des Spiels den „Einübungs- oder Selbstausbildungswert“ hervor, und zwar für Mensch wie Tier.¹² In eine ähnliche Richtung argumentieren heute die evolutionären Psychologen Leda Cosmides und John Tooby. Sie unterscheiden den Funktionsmodus (‘functional mode’) einer Anpassung von ihrem Organisationsmodus (‘organizational mode’).¹³ Der Funktionsmodus betrifft die Ausübung der voll ausgebildeten Form einer Anpassung, also z. B. Sprechen, Fliegen, Riechen. Der Organisationsmodus ist eine unmittelbar zweckfreie Betätigung der Anpassung, die jedoch einem mittelbaren Zweck dient. Wenn der Vogel scheinbar grundlos die waghalsigsten Flugmanöver vollführt, dann erwirbt er damit im Organisationsmodus ein Können, das ihm im Funktionsmodus die Flucht vor einem Raubfeind ermöglicht. Hierher gehört der ganze große Bereich des Spiels, der lustvollen Betätigung von Adaptationen ohne Bezug auf eine reale Zielhandlung. Damit wird der obskure ‘Spieltrieb’, der früher (z. B. bei Friedrich Schiller) als transzendente Letztbegründung solch seltsamen Verhaltens zu dienen hatte, seinerseits erklärt durch seine ‚ultimate‘ Funktion als Motivation zu unmittelbar zweckfreiem Handeln.

Beim Menschen allerdings liegen die Verhältnisse etwas anders als bei den Tieren. Schon das einfache Versteckspiel beruht auf hoch ausgebildeten kognitiven und kommunikativen Leistungen, die man bei Tieren allenfalls in Ansätzen vermuten darf. Ähnliches gilt für das Spielen von Rollen (pretense play). Grundsätzlich ist zwar auch der Verfolger oder der Fiehende eine solche Rolle, und das kennen wir auch aus dem Tierreich. Wenn der Verfolger

¹¹ Jonathan Balcombe, *Tierisch vergnügt. Ein Verhaltensforscher entdeckt den Spaß im Tierreich*. Stuttgart 2006 [*Pleasurable Kingdom* 2006]. Der Autor weiß zwar manche für den Laien überraschende Verhaltensweise von Tieren, insbesondere von Vögeln, zu berichten, aber man wünscht sich doch eine etwas strikere Argumentationsweise. Mittlerweile klassisch: Robert Fagen, *Animal Play Behavior*, New York/Oxford: Oxford University Press 1981.

¹² Karl Groos, *Das Spiel der Tiere*, Jena ³1930 [1896], S. 49ff. Aus psychologischer Perspektive: Rolf Oerter, *Psychologie des Spiels. Ein handlungstheoretischer Ansatz*, München 1993.

¹³ John Tooby und Leda Cosmides, “Does Beauty Build Adapted Minds?“, in: *Substance. A Review of Theory and Literary Criticism*. 94/95, Bd. 30, Nrr. 1 und 2 (Special Issue: On the Origin of Fictions) 2001, S. 6-25. Übersetzung ins Deutsche: „Schönheit und mentale Fitness. Auf dem Weg zu einer evolutionären Ästhetik“, in: Uta Klein/Katja Mellmann/Steffanie Metzger (Hg.), *Heuristiken der Literaturwissenschaft. Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur*, Paderborn 2006, S. 217-244.

aber als der ‘große böse Wolf’ erscheint und der Verfolgte als ein Geißlein, das sich im Uhrkasten versteckt, wenn Indianer und Trapper, Edelmenschen und Schurken aufeinander treffen, dann befinden wir uns in der Welt der Erzählungen.¹⁴ Damit aber gibt es eine dramatische Erweiterung möglicher Spielpartituren, und zwar eine Erweiterung ins Sozial-Kulturelle und ins Künstlerische. Und noch eine Besonderheit ist namhaft zu machen: Menschen können auch sehr engagiert anderen beim Spiel zusehen (Tiere wollen gleich mitspielen); möglich ist das wohl nur wegen der besonderen Empathiefähigkeit der Menschenart. Diese Fähigkeiten werden sowohl in der Welt der Fußballspiele als auch in der des Dramas oder der epischen Gattungen in Anspruch genommen und geübt. —

Die wenigsten Menschen, die spielen, denken daran, dass das der ‚Einübung und Selbstausbildung‘ dient, und vollends die Tiere haben keine Ahnung davon. Hier liegt die biologische (,ultimate‘) Notwendigkeit der Lust. Wir nehmen es als Selbstverständlichkeit hin, die keiner Erklärung bedürftig ist, dass die Menschen bei bestimmten Tätigkeiten Lust empfinden; denn diese Fähigkeit ist ja auch unser Erbteil. Erst mit etwas Widerstand wird uns die Unwahrscheinlichkeit und damit Erklärungsbedürftigkeit deutlich. Ohne sie würden wir, Tiere wie Menschen, den ganzen Tag herumliegen und Energie für die wenigen Ernstfälle sparen. Jede freiwillige Bewegung wäre pure Verschwendung. Man muss sich diese Null-Situation vergegenwärtigen, um den immensen biologischen Wert der Lust richtig einzuschätzen. Erst wenn unser intrinsisches Motivationssystem mit Hilfe von Dopamin, Endorphin und vermutlich noch einigen anderen geheimnisvollen Tinkturen dem ganzen scheinbar sinnlosen Aufwand der Spiel-Aktivitäten Beifall gibt, sind höhere Leistungen körperlicher wie geistiger Art möglich. Lust ist eine Art List der Evolution.

Doch nicht nur als Lockspeise körperlicher und geistiger Ertüchtigung dient die Lust. Das mag man schon daraus ersehen, dass sie jedenfalls beim Menschen vergleichsweise locker mit den auszubildenden Adaptationen verbunden ist. Schon dass wir auch Vergnügen beim bloßen Ansehen von Spielen haben, deutet auf eine solche Verselbständigung der Lust hin. Man wird kaum einen Fitness-Gewinn behaupten können, den die Zuschauer von Sportveranstaltungen oder Fernseh-Unterhaltung ziehen könnten. Oder doch?

Das Stress-Lust-System. Unterhaltung

Natürlich werden beim Lesen von Romanen, im Theater, im Stadion und beim Konsum von Fernsehunterhaltung bestimmte Verhaltensweisen eingeschliffen und –erwartungen trainiert. Fraglich ist eher, ob sie alle heute noch die Fitness fördern. Doch nicht darum geht es mir hier. Mir scheint vielmehr, dass es bei den höheren Tieren im Zusammenhang mit der Lust einen sehr direkten evolutionären Selektionsmechanismus gibt, der bisher noch zu wenig beachtet wird, nämlich die Wirkung von Stress.¹⁵

Stressreaktionen sind vor allem eine Spezialität der Wirbeltiere:¹⁶ Die Fähigkeit, bei Gefahr bestimmte Stoffe (namentlich Cortisol, Corticosteron, Adrenalin, Noradrenalin) an das

¹⁴ Zu diesem Übergang speziell Stephanie Owens und Francis Steen, “Evolution’s Pedagogy: An Adaptationist Model of Pretense and Entertainment”, in: *Journal of Cognition and Culture* 1 (2001), S. 289-321.

¹⁵ Von Stress als Konstituens *neuerer* Kultur handelt Heiner Mühlmann, *Die Natur der Kulturen. Entwurf einer kulturgenetischen Theorie*, Wien/New York 1996.

¹⁶ Näheres hierzu: Norbert Bischof, *Das Rätsel Ödipus. Die biologischen Wurzeln des Urkonflikts von Intimität und Autonomie*, München 1997; Gerald Hüther, *Biologie der Angst. Wie aus Stress Gefühle werden*. Göttingen 2001; Robert M. Sapolsky, “The Physiology and Pathophysiology of Unhappiness”. in: Daniel

Blut abzugeben, die die letzten Reserven mobilisieren. So werden Blutdruck und Atemfrequenz erhöht, der Herzschlag wird verstärkt, insgesamt wird die Skelettmuskulatur (die man zum Hauen und Rennen braucht) verstärkt durchblutet, Zuckerreserven aus Leber und körpereigenem Eiweiß werden verfügbar gemacht, die Gerinnungsfähigkeit des Blutes steigt an. Zugleich aber wird der Magen-Darm-Trakt vermindert durchblutet, die Keimdrüsen stellen ihre Arbeit ein, die Immunreaktionen werden vermindert. Stress kann also das entscheidende letzte Quentchen an Kraft mobilisieren. Es ist eine evolutionär sehr präzise auf kurzzeitige Leistungsanforderungen ausgerichtete Adaptation.

Dauerstress hingegen führt zu starken Einbußen der Lebens- und Fortpflanzungsfähigkeit. Das ist an verschiedenen Tierarten beobachtet worden, die gesellig leben. Vor allem an Nagetierpopulationen konnte festgestellt werden, wie sich mit zunehmender Populationsdichte sozialer Stress entwickelt, die Aggressivität zunimmt, ebenso Unfruchtbarkeit und Infektionsanfälligkeit, Bluthochdruck, Arteriosklerose, Herz- und Nierenschäden. Über unsere Mitprimaten wird berichtet,

dass Tiere, die in der sozialen Hierarchie weit unten angesiedelt sind, eine Vielzahl von Stressfaktoren aushalten müssen – Schikanen, Angriffe, Probleme, sich vor Raubtieren zu verbergen –, die dominanten Tieren erspart bleiben. Diese ‘Stressgeschädigten’ Affen haben abnorm erhöhte Glukokortikoidspiegel. Sapolsky hat die Gehirne von mehreren untergeordneten Affen untersucht, die nach längerem sozialem Stress starben, und stellte eine erhebliche Hippocampusdegeneration fest. (In den Gehirnen einer nichtgestressten Kontrollgruppe von Affen lag keine solche Schädigung vor.)¹⁷

Schon Charles Darwin hatte betont, dass der „struggle for life“ keineswegs immer ein Kampf zwischen Individuen sei, sondern dass zum Beispiel auch eine Pflanze am Rand der Wüste sich im Kampf um ihr Dasein befinde.¹⁸ Trotzdem verknüpft sich der Gedanke des „struggle for life“ mit der Vorstellung blutiger Konkurrenzkämpfe (die es natürlich auch gibt). Aber nicht einmal die Vorstellung des Verdurstens oder Verhungerns wird vermutlich der Realität der Selektion voll gerecht. Daneben gibt es eine noch ‘stillere’ Selektion, die womöglich noch wirkungsvoller ist: Wenn die Ressourcen knapp sind, führt das zu Dauer-Stress. Die Tiere sterben an Folgeschäden des Dauer-Stress, an Infektionskrankheiten oder werden einfach unfruchtbar. Davon konnte Darwin noch nicht wissen: „dass die höheren Tiere einen Mechanismus *in sich* trugen, der den Trägern ungeeigneter Verhaltensprogramme Unfruchtbarkeit und Untergang bescherte.“¹⁹

Wer die besseren Methoden zur Bewältigung von Dauerstress hat, hat via Immunsystem und sexuelle Aktivität einen direkten Überlebens- und Fortpflanzungsvorteil und wird seine Bewältigungsmethoden vermehrt weitergeben können. Fürs Überleben entscheidend ist nicht nur die ‘technische’ Ausrüstung, sondern auch die psychische Bewältigungskapazität, die Fähigkeit zur Entspannung (Relaxation) in einem hervorgehobenen Sinn. Die Mittel, die bei der Bewältigung von Stress halfen, wurden als Adaptationen verstärkt – stecken noch heute in unserer psychischen Ausstattung.

Kahnemann/Ed Diener/Norbert Schwarz, *Well-Being. The Foundations of Hedonic Psychology*. New York 1999, S. 453-469.

¹⁷ Daniel L. Schacter, *Wir sind Erinnerung. Gedächtnis und Persönlichkeit*, Reinbek 1999 [Searching for Memory, 1996], S. 393.

¹⁸ Charles Darwin, *Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl*. 2 Bde. Stuttgart 1963, S.101 [*The Origin of Species by Means of Natural Selection* 1859], S. 101.

¹⁹ Hüther, *Biologie der Angst*, S. 25 (Anm. 13).

Damit ist ein Mechanismus gefunden, dessen Bedeutung weit über den Bereich des Ästhetischen hinausreicht. Er wird von den Evolutionsbiologen generell zu wenig beachtet und kann in seiner ganzen Tragweite hier nur als Merkposten verzeichnet werden. Immer wieder einmal hören wir aus fachkundigem Mund Äußerungen des Inhalts, „dass das Glück kein Ziel der Evolution sein kann. Ultimat geht es immer nur um Fitness, proximat mag das Glück als Begleiteffekt eine Rolle spielen“.²⁰ Nein, das *Glück* ist nicht nur ein Begleiteffekt, sondern wirkt selbst unmittelbar als Fitness-Faktor. Der Überlebens- und Fortpflanzungswert von Sexualität, Fähigkeit zur Kinderaufzucht und Kooperation liegt nicht nur im direkten reproduktiven Nutzen, sondern auch in der stressbewältigenden, entspannenden Funktion von Zärtlichkeit und Zuwendung. Das Grooming der Affen,²¹ doch auch die vielfältigen anderen Fell-, Haut- und Schleimhautberührungen, die wir bei Tieren oder Menschen als Faktoren der Behaglichkeit und des Wohlbefindens auffinden können, haben hier ihren Platz. Wenn es im Umgang mit den Kindern nur um Unterrichtung ginge, brauchten wir sie nicht zu küssen und zu streicheln, aber es geht um noch anderes. Auch die Fortpflanzungstätigkeit ist in den meisten Kulturen mit ‘überflüssigen’ Handlungen und Worten verbunden, deren Sinn es ist, einander gute Gefühle zu machen. Man liest z. B. immer wieder (mit Variationen), dass das menschliche Lächeln aus einem ursprünglichen Zähnefleischen herzuleiten ist, das in eine Geste der Submission umfunktioniert wurde, mit der Aggressionen vermieden werden. Mag ja sein, aber vor allem kann ein freundliches Gesicht Wohlgefühl, Wärme und Entspannung vermitteln, und *deshalb* ist es evolutiv erfolgreich gewesen.²² Der Klauen-und-Zähne-Darwinismus des 19. Jahrhunderts hat das nicht in den Blick bekommen, und die Nachfahren, die mit darwinistischen Parolen den Sieg des Kapitalismus feiern, folgen ihm mit dieser Blindheit nach. Das menschliche Glückbedürfnis ist kein evolutiver Unfall. Glück, Freude, Wohlbehagen, soziale Wärme waren via Stress-Lust-Mechanismus entscheidende Evolutionsfaktoren, und deshalb sind wir alle Glückssucher.²³

Man kann wahrscheinlich noch etwas weitergehen und behaupten, dass der Mensch stärker auf Lust angewiesen war als jedes andere Lebewesen, weil er stärker von Stress bedroht war. Das liegt in der Fähigkeit der Menschensprache begründet, über den Augenblick hinaus Vergangenes und Zukünftiges zu vergegenwärtigen. Im Vergleich zu unseren tierischen

²⁰ Gottfried Lischke, „Ist Aggression böse? Zur Ethologie, Soziobiologie und Psychologie des Kampfes und der Moral“, in: Carsten Colpe/Wilhelm Schmidt-Biggemann (Hg.), *Das Böse. Eine historische Phänomenologie des Unerklärlichen*, Frankfurt/M. 1993, S. 274-299, S. 289. Vgl. auch Sigmund Freuds zum Wanderzitat gewordenes Dictum: „Die Absicht, dass der Mensch ‘glücklich’ sei, ist im Plan der ‘Schöpfung’ nicht enthalten.“ Der Zusammenhang bei Sigmund Freud, *Das Unbehagen in der Kultur*. Frankfurt/Main ⁵1997 [1930], S. 46ff.

²¹ Zum messbar beruhigenden Effekt sozialer Zuwendung bei Affen vgl. Eric B. Keverne/N. D. Martinez/B. Tuite, „Beta-endorphine concentration in cerebrospinal fluid of monkeys are influenced by grooming relationship“, in: *Psychoneuroendocrinology* 14 (1989), S. 155-161.

²² Zur Evolution des Lachens vgl. Matthew Gevais/David Sloan Wilson, “The evolution and functions of laughter and humor: a synthetic approach”, in: *The Quarterly Review of Biology*, Volume 80, No. 4 (2005), S. 395-430. Problematisch ist allerdings Wilsons Insistieren auf seinem Begriff der Gruppenselektion, das den Wert der Argumentation dämpft.

²³ Man sollte vielleicht einmal die Standardbeispiele für Evolutionsstabile Strategien (ESS) – das Verhältnis von ‘Tauben’ und ‘Falken’, Kommentkämpfern und Beschädigungskämpfern, kooperierenden und täuschenden Individuen – um den Fall der Stressgeplagten Leistungsträger und der glücklichen Nutznießer erweitern. Seit den Tagen der Eugenik gehört es zu den intellektuellen Schreckensbildern, dass gerade die weniger Leistungsfähigen sich besonders stark vermehren. Aber dadurch wird die generative Trägheit der getressten Leistungsträger ausgeglichen.

Verwandten dürfte das Selektionspotential des Stress deutlich verstärkt worden sein.²⁴ Die langen Erinnerungs- und Planungszeiträume können den Stress zur Dauerdepression eskalieren lassen. Wenn heute Frieden ist, dann kann doch bald Krieg ausbrechen. Wenn heute schönes Wetter ist, dann kann doch bald der Hagel die Ernte vernichten. Die Rentiere verspäten sich; wenn sie ausbleiben, werden wir verhungern. Der Regen verspätet sich; wenn er ausbleibt, werden wir verdursten. Wenn wir heute gesund sind, so kann uns doch bald der Löwe oder der Feind (oder der Krebs) holen. Goethe hat die spezifische Art von Stress, die beim Menschen zur tierischen noch hinzukommt, im *Faust* unter dem Begriff der ‘Sorge’ beschrieben:

Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
 Dort wirket sie geheime Schmerzen,
 Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh;
 Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
 Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
 Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
 Du bebst vor allem was nicht trifft,
 Und was du nie verlierst das musst du stets beweinen.²⁵

Und der Mensch ist – nach unserer Kenntnis – das einzige Wesen, das von der Unausweichlichkeit seines Todes weiß, sodass die finale Katastrophe ständig geistig abrufbar ist.

Wenn angesichts dieser Situation ein besonders begabter *homo erectus* oder *sapiens* spannende Geschichten erzählt oder einem getrockneten Schafsdarm seltsame Töne entlockt, wenn man Spottlieder über die ängstlichen Nachbarn singt und in gemeinsamen Spielen den Leoparden und die Schlange imitiert und tötet, wenn gar der Stachel der finalen Katastrophe durch religiöses Zeremoniell gestumpft wird, dann hat das alles diese evolutive Wirkung: Die Gemüter werden entspannt, das Immunsystem wird gestärkt, und auch die Keimdrüsen tun wieder ihre Schuldigkeit. Das ist der Ursprung, die Entstehung, die ‚ultimate‘ Ursache der ästhetischen Lust in den letzten 2 Millionen Jahren – oder in noch früherer Zeit, wenn wir auch das Spiel der Tiere als lustmotiviert denken. In all diesen Jahrhunderttausenden hatten die Individuen mit dem größeren Talent zum ‚Glück‘ die größeren Chancen in der Überlebens- und Fortpflanzungskonkurrenz, so dass sich dieses Talent immer tiefer eingraben konnte.

Noch einmal ist zu betonen, dass der Stress-Lust-Mechanismus mit seinen sehr direkten Folgen für die Reproduktionsfitness das Produkt eines sehr alten Konkurrenz- und Umweltdruckes ist. Zwar nimmt der Organisationsmodus vieler Adaptationen auch beim Jetztmenschen noch seine alte Funktion der ‚Einübung‘ und ‚Selbstausbildung‘ wahr. Und natürlich kann die dabei ansetzende Lust ihre wohltätige, stresslösende Wirkung auf Immunsystem und Reproduktionsapparat auch heute noch ausüben. Aber wir sind auch in der Lage, das Lust-Erleben aus diesen Zusammenhängen auszukoppeln und zum Selbstzweck werden zu lassen. Wie das zugeht und wie auf der Basis kulturell entwickelten Wissens in die Instinktabläufe eingegriffen werden kann, lässt sich exemplarisch am Umgang mit der Sexualität verdeutlichen. In aller Regel lässt man hier in modernen Gesellschaften der Natur nicht freien Lauf: Die Empfängnisverhütung ist ein Musterbeispiel dafür, wie unter

²⁴ Hierzu besonders Sapolsky, *Unhappiness*. (Anm.13.)

²⁵ Johann Wolfgang Goethe: *Faust*, Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche. Band 7/1, hg. von Albrecht Schöne. Frankfurt/Main 1994. S. 42, Vers 644-651.

Kulturbedingungen die Lustkomponente aus den Instinktabläufen ausgekoppelt und freigestellt werden kann. Ich gebe deshalb dem Organisationsmodus einen zweiten Namen: *Lustmodus*.

Was die Menschen unter dem Regiment des Lustmodus treiben, ist 'Unterhaltung'. Eine Anregung und Bewegung unserer Gemütskräfte, die weder den Anspruch stellt, über etwas zu informieren, noch den, irgendwelche Probleme zu lösen. Da wir beim Blick auf die lustbegründeten Aktivitäten unseres Gehirns vor allem von eigenen Vorlieben geleitet werden, nehmen wir sie selten in ihrem ganzen Umfang wahr. Es ist ein riesiger Bereich: Vom Symphoniekonzert bis zum Popkonzert und zur Blaskapelle, live, auf der CD und im Radio, vom Hamburger bis zum Hummer, vom Minigolf bis zu sämtlichen Europa-, Welt- und sonstigen Meisterschaften in allen Disziplinen (aktiv und passiv), die ganze Ferienindustrie, Komödie und Horrorfilm, das unentbehrliche Fernsehen, Bücher und Zeitschriften, Pornographie und Geisterbahn und ... und ... und ... Gewaltige Räume entlasteter Reflexion und/oder Emotion, strukturiert durch leerlaufende Algorithmen verschiedenster Art. Wenn zwei Mannschaften darum kämpfen, einen Ball in einen viereckigen Kasten zu kicken, dann reichen die beteiligten Dispositionen zurück in Zeiten der Stammes- und Jagdkonkurrenz. Aber schon damals konnten, ja mußten sie im Lustmodus geübt werden, im Sinne des Organisationsbedarfs, und konnten zugleich eine Vielzahl von Adaptationen auf stressmildernde Weise bewegen, von der körperlichen 'Funktionslust' über die kontrollierte Übung aggressiven Verhaltens bis zur Freude am Glücken von Kommunikationsprozessen bei erfolgreichen Spielzügen. Auch der Verzehr von Käsekuchen mit Erdbeeren beim Nachmittagskaffee²⁶ spielt sich im Lustmodus uralter Adaptationen ab, die uns Zucker und Fett besonders schätzen ließen, und mit Hilfe von Zucker und Fett verschaffen wir uns auch heute noch das Gefühl von Festlichkeit und Überfluß. Hier genießen wir den Freilauf unserer genetischen Dispositionen, die uns die Evolution zur Lösung vitaler Probleme anselektiert hat. Immer wieder, vom heiligen Augustinus bis zum etwas weniger heiligen Adorno, wurde solche Unterhaltung getadelt. Doch wenn die Menschen ununterbrochen an den Tod, die Kinder in der Dritten Welt und ihre Steuererklärung dächten, würden sie bald aussterben.

Der Emeritiv und die Zweite Ernsthaftigkeit

Ein solches Freistellen der Lustkomponente können wir auch bei sehr vielen anderen Aktivitäten beobachten, und zwar besonders bei solchen, die wir als Kunst bezeichnen. Körperliche Übungen können durchaus noch im Sinne des alten 'Einübungswertes' als lustmotiviertes Fitness-Training betrieben werden. So wurden beim Jogging nun handfeste Endorphin-Ausschüttungen dingfest gemacht.²⁷ Jogging ist wahrscheinlich ein Training für jene vielstündigen Ausdauerjagden, in denen 'wir' so lange hinter einer Antilope herliefen, bis diese erschöpft zusammenbrach. Heute ist solches Training sinnlos geworden, aber es gibt glaubwürdige Jogger, die uns von ihrem Hochgefühl bei solchem Tun berichten. Auch sonst können körperlichen Übungen 'entzweckt', der Ägide des Lustprinzips überantwortet und z. B. als Ballett oder Ausdruckstanz zur Kunst für Zuschauer ausgebaut werden. Visuelle

²⁶ Pinkers (vgl. Anm. 2) Trivialbeispiel für den ästhetischen Genuss als Nebenprodukt der Evolution.

²⁷ Pressemitteilung des Klinikums rechts der Isar, München, vom 3.3.2008. <http://idw-online.de/pages/de/news249507>

Maßnormen wie die Gerade, der rechte Winkel, der Kreis oder die Symmetrie (die ja in ihrer reinen Form in der Natur nirgends aufzufinden sind) bilden das Spielmaterial arabesker und abstrakter Bildender Kunst, die absolute Musik basiert auf der Kalibrierung unseres Gehörs anhand passender oder dissonanter Töne sowie dem freigestellten Erlebnis von Steigerungs- und Wiederholungserfahrungen...

Im Folgenden werde ich mich auf jene künstlerischen Aktivitäten konzentrieren, die mit dem Material der Sprache arbeiten.

Man kann sich natürlich auch am Spiel der Sprachlaute erfreuen. Hierher gehört z. B. die Brabbel-Freude kleiner Kinder, die auf der Betätigung des Organisationsmodus beruht. Aber das ist eine Lust an der Betätigung der *Sprechwerkzeuge*, selbst wenn diese Sprechwerkzeuge satzähnliche (aber sinnlose) Sequenzen bilden, keine Lust am Gebrauch der Sprache. Lust an der Sprache ohne semantische Dimension wäre keine Lust an der Sprache. Sie schließt immer schon die semantische Dimension ein, selbst da, wo sie sie verweigert. Wenn wir ein apriorisches Element annähernd vergleichbarer Ordnung suchen, stoßen wir auf den gesamten kognitiven Apparat, auf die Denk-, Gefühls- und Rededispositionen, die mit Sprache verknüpft sind. Es ist 'die ganze Welt', so weit sie semantisch repräsentiert ist.

Wenn Sprache im Lustmodus gebraucht wird, trägt sie immer einen Index ‚Nicht so gemeint‘ mit sich. Sie wird durch explizite Signale freigestellt, abgekoppelt, entreferentialisiert, entpflichtet. Die Mittel solcher Entpflichtung sind höchst vielfältig. Man pflegt hier für Literatur die Fiktionalität namhaft zu machen, und in einem summarischen Sinn ist das gewiß richtig. Doch Fiktionen können auch im Rahmen pragmatischer Argumentationen, etwa als Gedankenexperiment oder als Wenn-Dann-Exempel benutzt und sehr hart in die Pflicht genommen werden. Fiktionalität ist zwar eines der Hauptmittel, wie eine Entpflichtung erreicht werden kann. Aber daneben wären, nur beispielhaft, metaphorische Verfremdungen zu nennen, Reim und Vers, die der Rede eine besondere Note geben, Ironiesignale und sonstige Signale scherzhafter Rede zu nennen, bis hin zur mimisch-gestischen Begleitung der Rede. Ich habe für diese Art der Sprachverwendung in Analogie zu den Modi Konjunktiv, Indikativ, Optativ usw. halb scherzhaft den Begriff des Emeritiv vorgeschlagen.

Wegen des semantischen Materials von Dichtung wird man die Entpflichtung in reiner Form als einen Grenzfall ansehen müssen. Es sind immer zwei äquivalente Informationsketten, die in solchen Emeritiv-Texten dargeboten werden. Die eine ist weitgehend konsistent und sorgt für die Überkohärenz des betreffenden Textes (zum Beispiel als Plot), während die andere in unterschiedlichem Maße auf textexterne Wirklichkeit referiert. In jedem Fall sind es Aggregate von Aussagen, deren Geltung, Nichtgeltung, partielle Geltung, indirekte Geltung im Sinne der Scope syntax²⁸ immer mit-kommuniziert oder zugeschrieben wird. Auch die entpflichtete Rede bleibt durchsichtig für die 'Wirklichkeit'.

Es sind zum Teil durchaus komplexe sprachliche Mittel, die den Emeritiv realisieren. Ihr Einsatz ist wesentlich dafür verantwortlich, wie weit diese Durchsichtigkeit geht und welche Funktion der Emeritiv dann doch, in einer Art zweiter Ernsthaftigkeit, übernehmen kann. Wenn zum Beispiel ein deutscher Text mit den Worten beginnt: „Es war einmal ...“, dann müssen wir uns auf Wunderbares gefaßt machen, das ganz gewiss noch nie 'war'. Die Eipo in

²⁸ Begriff von Tooby/Cosmides, *Beauty* (Anm. 10). Sie bezeichnen damit die Markierung der Geltungsbereiche von Aussagen.

West-Neuguinea sind da ‘korrekter’. „Die Märchen erzählen im Modus der Möglichkeitsform, sie beginnen nicht, fiktiv versichernd: ‘Es waren einmal zwei Männer...’, sondern sagen: ‘Da mögen wohl zwei Männer leben’ [...] Nicht immer, aber meistens über weite Strecken halten die Erzähler diesen Modus durch.“²⁹ Die Eipo mögen auch das Beispiel für die sehr subtilen kommunikativen Taktiken liefern, denen die emeritive Rede dienen kann. Volker Heeschen hat beobachtet, wie bei diesen kleinen Völkern mit ihren prekären sozialen Beziehungen die ‘indirekte’, d. h. uneigentliche Rede hilft, Konflikte zu vermeiden.

The things that seem important to us are not talked about, or only in a very indirect manner. They are transferred to formalised and ritualised ways of speaking like songs, dancing-songs, and fairy tales. The open word offends. It requires resistance and action. [...] The open word calls forth rage or shame. For this reason social criticism is bound in ritualised speech. Everyday talk, then, is pervaded by wordplay, quotations or allusions to songs, or is constantly developed into paratatory or para-songs.³⁰

Solche Umwegstrategien bewirken, so Heeschen, eine „Hiatusvergrößerung“ auf Seiten des Sprechers wie des Hörers. Die Gefahren direkter Konfrontation, die schnell eskaliert, werden dadurch eingedämmt. Wenn der Yalenang meint, bestohlen worden zu sein, dann *singt* er, allein am Abend, doch für alle hörbar, seine Anklage, dass jemand, den er nicht nennt, oder dass der, ‘der jenem ähnelt’, ihn bestohlen hat.³¹ Heeschen deutet das als eine Form der Ritualisierung, und damit als ein

Auf-Distanz-Bringen von Emotionen, Antrieben und Absichten. Die Funktion dieses ‘distancing’ ist eindeutig die, dass Gesellschaft trotz wirklichen Fühlens und Handelns weiter funktionieren muß [...] Für die Bruchzonen des sozialen Verkehrs in Kooperation, Wettstreit und Konfliktregelung bietet die ritualisierte Rede die Möglichkeit, das Unerlaubte und Gefährliche zu sagen und die Reflexion auf das eigene Sozialleben zu leisten.³²

Derlei gibt es nicht nur in Neuguinea. Auch der gebildete Europäer hält sich an Dezenzregeln, spricht durch die Blume oder winkt, wenn der Partner harthörig ist, mit dem Zaunpfahl.

Generell kann man sagen: Die entpflichtete Rede ermöglicht es, über Dinge zu reden, über die man eigentlich nicht reden kann oder darf oder soll, über die man aber trotzdem reden will oder soll oder muß – warum auch immer. Oder in aller Kürze: Die entpflichtete Rede ermöglicht Sprechen über Unaussprechliches.

Ernste Scherze über Letzte Dinge

Eine besondere Domäne der entpflichteten Rede sei zuletzt angesprochen. Ich bemühe für die feierliche Schlusspartie Immanuel Kant:

Die menschliche Vernunft hat das besondere Schicksal in einer Gattung ihrer Erkenntnisse: dass sie durch Fragen belästigt wird, die sie nicht abweisen kann; denn sie sind ihr durch die Natur der Vernunft selbst aufgegeben, die sie aber auch nicht beantworten kann; denn sie übersteigen alles

²⁹ Volker Heeschen, *Ninye bun. Mythen, Erzählungen, Lieder und Märchen der Eipo im zentralen Bergland von Inanjaya (West-Neuguinea), Indonesien*, Berlin 1990, S. 334.

³⁰ Volker Heeschen, “The Narration ‘Instinct’. Everyday Talk and Aesthetic Forms of Communication (in Communities of the New Guinean Mountains)”, in: Herbert Knobloch/Helga Kotthoff (Hg.), *Verbal Art across Cultures. The Aesthetics and Proto-Aesthetics of Communication*, Tübingen S. 145.

³¹ Volker Heeschen, „Humanethologische Aspekte der Sprachevolution“, in: Joachim Gessinger/Wolfert von Rahden (Hg.), *Theorien vom Ursprung der Sprache*. Bd. 2, Berlin 1988, S. 196-248, die Formulierung „Hiatusvergrößerung“ S. 231. (Hiatus ist in der Anthropologie Arnold Gehlens die ‚Lücke‘ zwischen Antrieb und Handlung.)

³² A.a.O., S. 232, mit Verweis auf Thomas J. Scheff, *Catharsis in Healing, Ritual, and Drama*, Berkeley ca. 1979.

Vermögen der menschlichen Vernunft.

In diese Verlegenheit gerät sie ohne ihre Schuld. Sie fängt von Grundsätzen an, deren Gebrauch im Laufe der Erfahrung unvermeidlich und zugleich durch diese hinreichend bewährt ist. Mit diesen steigt sie (wie es auch ihre Natur mit sich bringt) immer höher, zu entfernteren Bedingungen. Da sie aber gewahr wird, dass auf diese Art ihr Geschäft jederzeit unvollendet bleiben müsse, weil die Fragen niemals aufhören, so sieht sie sich genötigt, zu Grundsätzen ihre Zuflucht zu nehmen, die allen möglichen Erfahrungsgebrauch überschreiten und gleichwohl so unverdächtig scheinen, dass auch die gemeine Menschenvernunft damit im Einverständnis steht. Dadurch aber stürzt sie sich in Dunkelheit und Widersprüche, aus welchen sie zwar abnehmen kann, dass irgendwo verborgene Irrtümer zum Grunde liegen müssen, die sie aber nicht entdecken kann, weil die Grundsätze, deren sie sich bedient, da sie über die Grenze aller Erfahrung hinausgehen, keinen Probiertestein der Erfahrung mehr anerkennen. Der Kampfplatz dieser endlosen Streitigkeiten heißt nun *Metaphysik*.³³

Diese sehr präzise Beschreibung steht am Beginn der Vorrede zur ersten Auflage der *Kritik der reinen Vernunft* von 1786. Sie formuliert die Erfahrung einer fundamentalen Inkongruenz von Frage- und Antwortvermögen.

Die Ursachen dieser Inkongruenz sind insofern biologischer Natur, als sie in der Vergegenständlichungsleistung der Sprache und damit in einer artspezifischen Eigentümlichkeit des Umgangs mit der Welt gründen. Die Menschensprache ermöglicht eine sehr mächtige und differenzierte Organisation von Informationen. Für diese Organisation verwenden wir Schlussverfahren, die vielleicht nicht „allen möglichen“, aber doch den jeweils aktuellen „Erfahrungsgebrauch“ überschreiten und hinauschießen in eine Welt, von der wir (noch?) nichts zuverlässig wissen, genau genommen nicht einmal, ob es sie gibt; wir erschließen ihre Existenz nur daraus, dass unsere bekannte Welt eine Grenze hat und dass zum Begriff des Grenze gehört, dass sie zwei Seiten hat (und auch aus der historischen Erfahrung, dass schon früher jenseits der Weltgrenze sich ein neues Stück Welt aufgetan hat – aber auch das ist ein kühner induktiver Schluß vom Bekannten ins Unbekannte). Im Mittelalter unterschied man in einem ganz handfest-physikalischen Sinn „die bewohnte Welt von der Nichtwelt, die *terra cognita et culta* [...] von der *terra incognita et inculta*, der unbekanntem, un bebauten, für den Menschen bedrohlichen und feindlichen Nichtwelt.“³⁴ Dieser geographische Befund lässt sich auch auf unsere geistige Konzeption der Welt übertragen: Unser Erleben und Handeln ist begleitet von dem Wissen, dass alles auch irgendwie anders sein könnte, man weiß nur nicht wie, und dass die ‘Welt’ nur ein Weltausschnitt ist. Außer der ‘terra cognita et culta’ gibt es auch hier die ‘terra incognita et inculta’, die Nichtwelt. Man könnte auch von Chaos sprechen, aber dann weniger im mathematischen als im alten mythologischen Sinn: Es ist die gähnende Leere des Noch-nicht-Geordneten. Oder, mit einem Wort Luhmanns, das Unbestimmte.³⁵ Auch die Welt/Nichtwelt-Grenze lässt sich an traditionelle Konzepte anschließen: Es ist die Grenze zwischen Immanenz und Transzendenz, freilich als Systemimmanenz und Systemtranszendenz rein formal und

³³ Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft*. Hg. von Raymund Schmidt, Hamburg 1956, S. 5. Vorrede zur ersten Ausgabe.

³⁴ Franz Irsigler, „Aspekte von Angst und Massenhysterie im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit“, in: Günter Birtsch/Meinhard Schröder (Hg.), *Angst – ein individuelles und soziales Phänomen. Öffentliche Ringvorlesung Wintersemester 1987/88*. Trierer Beiträge 21, September 1991, S. 37-45. - Vgl. Karl Eibl, *Die Entstehung der Poesie*, Frankfurt/M. 1995, dort das Kapitel „Entstehungsbedingungen der Poesie – anthropologisch“, sowie Karl Eibl, „Strukturierte Nichtwelten. Zur Biologie der Poesie“, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 18 (1993), H. 1, S. 1-36.

³⁵ Ein Zentralbegriff von Niklas Luhmann, *Funktion der Religion*, Frankfurt/M. 1982.

ohne metaphysische Implikationen definiert. Gleichwohl ist es die Wahrnehmung dieses Horizontes, die als Grundlage jeder religiösen Erfahrung gelten kann, von der Schamanenekstatik über die Existenzphilosophie bis zu den Leerformelgebäuden heutiger ‚Weltanschauungen‘. Wir ahnen, intuitiv, diffus, dass unsere Weltkonstruktion begrenzt ist: Dass es ein ‚Jenseits‘ gibt.

Es war durchaus rationell, wenn die ‚primitiven‘ Religionen dieses Jenseits nach dem Modell des Diesseits bevölkerten, also meinten, dass auch jenseits der Berge oder im Inneren der Erde Menschen leben, Früchte wachsen und die Sonne scheint – nur irgendwie anders. Denn das entspricht ja der evolutionär verankerten Gleichförmigkeitsvermutung, und dass dabei gelegentlich auch Ungeheuer und sonstige schreckliche Gefahren eine Rolle spielen, ist eine gleichfalls rationelle Vorsichtsklausel. Wir können uns einen frühen Zustand vorstellen, in dem das Nochnichtbekannte und das grundsätzlich nicht oder nur aus einer übernatürlichen Quelle (als ‚Offenbarung‘) Erkennbare noch nicht geschieden waren. Auch da führten erst Differenzierungsprozesse dazu, dass schließlich das erste der Institution Forschung und das zweite der Institution Religion überantwortet wurde – mit manchen Konkurrenzkämpfen als Folge. Metaphysik, wie sie im Kant-Zitat erwähnt wird, wäre dann eine dritte Instanz, doch von zweifelhaftem Wert: Der Versuch, begriffliche Strenge walten zu lassen, ohne den „Probierstein der Erfahrung“ heranzuziehen.

Es gibt aber noch eine andere Konsequenz, die vor allem seit den Tagen Kants in besonderem Maße gezogen wurde: Es ist die ästhetische Lösung des Totalitätsproblems. Hier erreicht der Gebrauch des Emeritivs, der Modus der entpflichteten Rede, seine höchste Würde. Die Fragen, die man nicht abweisen kann und die doch alles Vermögen der menschlichen Vernunft übersteigen, können so gleichwohl *zur Geltung gebracht*, in die Kommunikation eingeholt und intersubjektiv gemacht werden. Und dies nicht etwa in der Abstraktheit von Fragen nach dem Wesen der Zeit, der Zahl der Kategorien oder der Endlichkeit oder Unendlichkeit der Welt, sondern konkret am Material unabweisbarer, unlösbarer Lebensprobleme – der Probleme der Selbstbewahrung in der Gesellschaft, in der Liebe, Probleme des Leidens und des Todes, letztlich all jener Probleme, die durch die Sinnverweigerung der Realität entstehen. Sie können zu Kristallisationspunkten einer gestaltenden Aktivität werden, die ungeachtet der Unlösbarkeit der dargestellten Probleme in der Darstellung selbst noch einmal Schönheit als das Versprechen der Funktion und als das Versprechen von Ordnung aufleuchten lassen. Dichtung jedenfalls ist die Reaktionsweise, die als entschieden ‚uneigentliche‘ Rede die Entpflichtung am weitesten treibt, ohne deshalb die Problemreferenz aufzugeben. Für diesen Zusammenhang hat Goethe vielleicht die prägnanteste Formulierung gefunden, im letzten Brief seines Lebens, an Wilhelm von Humboldt, als er den *Faust* „diese sehr ernsten Scherze“ nannte.³⁶

Prof. Dr. Karl Eibl
Koloniestraße 3
83194 Gröbenzell
<http://www.karleibl.de>

³⁶ 17. März 1832, z. B. in der ‚Frankfurter Ausgabe‘, II. Abteilung, Bd. 11, S. 550.